

Newsletter vom 9. 12. 2018

Inhalt

Ermutigender Einspruch	2
Lucien Favre ist mehr als nur Coach.....	3
Besser auf die Kinderseele achten.....	5
Dienst nach Vorschrift?	8
«Der Sinn der Rechtschreibung».....	8
Vom Lernen und Korrigieren.....	9
Kreativität ist wichtiger als Rechtschreibung.....	10
Bildungssystem auf den Kopf gestellt.....	12
«Nicht die Eltern sind das Problem»	12
«Berufslehre für den Wohlstand»	12
Pressemitteilung vom Abstimmungssonntag	13
Wacht auf, Schlafmützen!	14
Veranstaltungshinweis	14
30.1.2019: Selbsttätiges Lernen, Lernateliers:	14

Ermutigender Einspruch

Gegen Ende Jahr ist es üblich, **Bilanz zu ziehen**. Ja, was hat sich denn in der Schweizer Bildungspolitik im vergangenen Jahr an Wesentlichem ereignet? Zufrieden werden die Bildungspolitiker darauf hinweisen, dass sie den neuen Lehrplan ohne weitere Gegenwehr überall einführen können und die Harmonisierung der Bildung auf guten Wegen ist. Darüber hinaus ist man stolz, dass mit dem **neuen Lehrplan ein verbindliches Steuerungsinstrument** geschaffen wurde. Nun kann der Kurs der Schule klar bestimmt werden und der Erfolg scheint garantiert. Die Erziehungsdirektoren sind überzeugt, dass sie ihre bildungspolitischen Hausaufgaben gelöst haben und deshalb die Deutschschweizer EDK auflösen können.

Doch ein Blick in die Schulstuben zeigt, dass **die heissen Eisen der Bildungspolitik überhaupt nicht angefasst wurden**. Der Mangel an Lehrern (bewusst männliche Form) an der Volksschule spitzt sich dramatisch zu. Bei der leidigen Frage der schulischen Integration schwieriger Schüler in die Regelklassen ist man keinen Schritt weitergekommen und die Verunsicherung über die Rolle der Lehrkräfte hat ein für die Schule schädliches Mass erreicht. Passend zur Gesamtsituation sind die heftigen Auseinandersetzungen über den kleinkarierten Berufsauftrag im Kanton Zürich.

Für Aussenstehende ist eine Beurteilung des Zustands unserer Volksschule äusserst schwierig. Läuft es nun wie geschmiert oder ist im Gegenteil sehr viel Sand im Getriebe?

Bei den Erziehungsdirektionen glaubt man, die richtigen Massnahmen eingeleitet zu haben, um **die Lernprozesse bis ins Detail optimieren zu können**. Die aktuelle Zauberformel heisst Individualisieren durch Digitalisierung. Schulen werden flächendeckend mit Tablets ausgerüstet und gleichzeitig wird verkündet, dass man dank wissenschaftlich begründeter Lernkonzepte die hoch gesteckten Bildungsziele erreichen werde. Das kommt bei vielen Eltern gut an. Bildung ist plan- und kontrollierbar. Lehrerinnen und Lehrer wird dabei die Aufgabe zugewiesen, die Programme umzusetzen und die Schüler zu begleiten.

Doch von Lehrerseite kommt zu Recht Einspruch. Pädagogik umfasst viel mehr als das Ausführen von vorgegebenen Lernschritten. Wer den Lehrerberuf so technokratisch auffasst, ist auf dem Holzweg. **Es fehlt das «feu sacré»**, die innere Berufung, um als Botschafter der Bildung junge Menschen abholen zu können. Lange Zeit galt das Wort «Berufung» in der modernen Pädagogik als suspekt, doch die Praxis zeigt, dass genau diese Leidenschaft für den Beruf die erfolgreiche Lehrerin und den überzeugenden Lehrer ausmacht.

Unser erster Beitrag von **Carl Bossard** stellt das innere Feuer der Lehrpersonen ins Zentrum. Er weist auf einen bekannten Fussballtrainer hin, der mit grosser Motivationskraft sein Team zum Erfolg führt. Der zweite Beitrag von **Margrit Stamm** befasst sich mit dem Planungs- und Optimierungswahn in der Pädagogik. Sie wehrt sich gegen die Vorstellung, das Lernen bei Kindern liesse sich beliebig beschleunigen.

Die Kritik unserer Autoren an den pädagogischen Dogmen unserer Zeit fällt deutlich aus. Unsere Leserbriefschreiber hauen mit brillanten Beiträgen in die gleiche Kerbe. Auch die Irrwege in der Rechtschreibdidaktik werden vertieft diskutiert. **Die geballte Ladung an Einsprüchen** ist kein schlechtes Zeichen. Die Texte fordern ein entschiedenes Umdenken und machen uns Mut, die pädagogischen Freiheiten wieder neu zu entdecken. Dies stimmt hoffnungsvoll.

Ich wünsche Ihnen im Namen des Redaktionsteams von «Starke Volksschule Zürich» frohe Weihnachten. Der nächste Newsletter wird nach dem Jahreswechsel erscheinen.

Hanspeter Amstutz

Lucien Favre ist mehr als nur Coach

Journal21 27.11.2018

Von Carl Bossard

Wissen hat es heute in den Schulen schwer. Gesucht sind Lehrpersonen, die sich explizit „nicht als Wissensvermittler“ und Trainer von Können verstehen, sondern als Coach sehen.

Lucien Favre ist erfolgreicher Fussballtrainer, beseelt von einer Idee und leidenschaftlich verliebt in seine Aufgabe, fachlich versiert und etwas „spleenig“, getragen von hohen Ansprüchen an sich selber, auf Augenhöhe seiner Spieler und doch ganz Patron. Für ihren Trainer gehen die Dortmunder Fussball-Profis durchs Feuer. Im Haifischbecken der deutschen Bundesliga liegt Borussia Dortmund im Moment an der Spitze.

Ein guter Trainer fordert und fördert

Wo immer Lucien Favre arbeitet, hat er Erfolg. „Alles tun, was der Sache dienlich ist“, heisst seine Leitdevise.¹ Kern ist der Blick fürs Ganze und die Arbeit an Details, dazu die intensive Beschäftigung mit jedem einzelnen Spieler – durch persönliches Vorzeigen und systematisches Üben, durch Animieren und Inspirieren. Der Trainer als Fussball-Lehrer: eine zutiefst pädagogische Aufgabe!

Lucien Favre macht seine Spieler besser. Selbst hartgesottene Professionals fühlen sich ernstgenommen. Das ist sein Geheimnis. Favre, der unermüdliche Trainer, führt seine Equipe mit vitaler Präsenz; als Regisseur gezielter Trainings nimmt er Einfluss. Individuell wie kollektiv. Das schafft Sicherheit. Gleichzeitig schenkt er den Spielern „Freiheiten und gibt Vertrauen“. Er scheut jene pädagogische Kernfrage nicht, die im Grunde schon ein kantisches Dilemma ist: Wie kultiviere ich Freiheit im Zwang des Systems und des Kollektivs?

Wissen und Können vermitteln

Gleiches gilt für die ehemalige Schweizer Frauen-Nationaltrainerin Martina Voss-Tecklenburg. „Ich hatte von Anfang an Ansprüche, ich hatte Ziele“, sagte sie in einem Interview und fügte bei: Von meinen Spielerinnen habe ich „auch etwas gefordert“. Mit ihrer konsequenten Art hat sie die nationale Frauen-Fussballequipe auf ein neues Niveau gehievt.

Favre wie Voss-Tecklenburg vermitteln ihren Teams fussballerisches Wissen und Können. Unerbittlich. Sie schulen und üben darum konsequent – nicht allein als Coach, nein, als zielstrebig agierende, vielseitig fordernde Regisseure und Trainingsverantwortliche.

Problematisches Desinteresse an den Lerninhalten

Wie anders tönen heutige Stellenausschreibungen für Lehrpersonen. Eine Luzerner Stadtgemeinde sucht aktuell einen „Coach und Lernbegleiter“, der sich – man höre und staune! – ausdrücklich „nicht als Wissensvermittler“ sieht. Hat denn die Schule nicht auch Grundkenntnisse zu vermitteln?, fragt man sich unwillkürlich und denkt nach. Und wenn es kein Wissen mehr zu vermitteln gibt, wird dann der Lehrer nicht überflüssig und verflüchtigt sich?

Aus einem solchen Stellenbescrieb spricht ein geradezu fahrlässiges Desinteresse an den Lerninhalten, wie wenn Wissen in der Schule der Wissensgesellschaft keine Rolle mehr spielte und zu vernachlässigen wäre. Dank Digitalisierung ist es ja jederzeit und überall abrufbar. Doch wer keine Ahnung vom „Zeitalter der Extreme“ hat, dem hilft fürs

¹ Stefan Osterhaus: *Der Wiederholungstäter*, in: NZZaS, 11.11.2018

Verstehen des 20. Jahrhunderts auch Wikipedia nicht.

Selbst-Aufgabe des Lehrens

Das Inserat klingt wie eine Selbst-Aufgabe pädagogischen Lehrens. Wie anders als über Inhalte sollen Kinder denn zum Beispiel Lernstrategien und damit Kompetenzen lernen? Sie lassen sich doch nur anhand von Wissen erwerben, durch nichts anderes.² Das Wissen der Hand geht einher mit dem Wissen des Kopfes. Darum formulierte Johann Heinrich Pestalozzi seinen pädagogischen Dreiklang von Kopf–Herz–Hand. Er wusste, dass Schule und Unterricht diese Trias miteinander entwickeln müssen, nämlich die Geschicklichkeit der beweglichen Hand zusammen mit dem Scharfsinn im Kopf und den Gefühlen im Herzen.

Kompetenz ohne Wissen

Wissen hat es heute schwer, wenigstens in der Schule. Es gilt als „elitär“. Gefragt sind operationalisierbare und messbare Kompetenzen, nicht träges, „totes“ Wissen. Die pädagogische Offizialsprache zeigt es: Früher sei Wissen gebüffelt worden, verkünden die Reformen; heute dagegen schule man Kompetenzen. „Kompetenzorientiert statt wissensbasiert“ oder „Von Stoffen zu Kompetenzen“ lauten entsprechende Slogans.

Alles hat heute kompetenzorientiert zu sein. Mindestens linguistisch meint der Kompetenzbegriff ja die Gesamtheit der Kenntnisse und Fähigkeiten. Dagegen ist nichts einzuwenden; die Pädagogik sah es nie anders. Franz E. Weinert, auf den sich der ganze Lehrplan 21 beruft, spricht von den „kognitiven Fähigkeiten und Fertigkeiten [des Individuums], um bestimmte Probleme zu lösen“.³ Fähigkeiten, so Weinert, verlangen darum immer auch Wissensgrundlagen. Die Hand braucht den Kopf. Doch der Kompetenzbegriff wurde letztlich auf das Muster des (Nur-)Könnens reduziert; diese Sicht marginalisiert das Wissen und vergisst Bildungsziele wie Neugier und Verstehen, Interesse und Offenheit für Neues. Über fachliche Ansprüche und Inhalte wird kaum mehr gesprochen. Sie verkommen zur Nebensache.

Keine Bildung ohne Inhalte

Doch Menschen bilden sich an Inhalten, an „Stoffen“. Der geistige Horizont weitet sich an Aufgaben und Aspekten der Welt, die zum Objekt der forschenden Neugier und dann – über das Wissen – des Verstehens werden. Erkenntnis- und damit Bildungsprozesse entzünden sich an konkreten Wissensbeständen, an Charles Darwins Evolutionstheorie zum Beispiel oder an Nikolaus Kopernikus' Weltbild. Man muss etwas kennen, um etwas zu erkennen.

Nur an Inhalten lernen wir, wie man klare Kriterien herausarbeitet, Strukturen aufbaut, begriffliche Raster findet, präzise Fragen stellt und die Neugier wie den Zweifel kultiviert. Im Diskurs – denkend, replizierend, argumentierend – erwerben wir auch jene intellektuellen Fähigkeiten, auf die es heute zwingend ankommt: kreative Intelligenz, skeptische Kompetenz, logische Kombination. Das sind unverzichtbare Qualitäten, ohne die man im Datenmeer des Internets ertrinkt. Alle diese Grössen sind gebunden an das, was früher materiale Bildung genannt wurde, also Wissenskontexte. Kompetenz ist eben nicht ohne Inhalte denkbar.

Können basiert auf verstandenem Strukturwissen

Damit Schülerinnen und Schüler zu kreativem und problemlösendem Denken kommen,

² Michael Felten & Elsbeth Stern: *Lernwirksam unterrichten. Im Schulalltag von der Lernforschung profitieren*. Berlin: Cornelsen Schulverlag, 2014, S. 6.

³) Franz E. Weinert: *Vergleichende Leistungsmessung in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit*, in: Ders. (Hrsg.), *Leistungsmessungen in Schulen*. Weinheim: Beltz Verlag, 2001.

müssen sie ein bestimmtes Mass an Faktenwissen erworben haben. Allein zu wissen, wo etwas steht und wie eine Information abzurufen ist, genügt nicht. Können braucht systematisch aufgebautes und verstandenes Strukturwissen. Tiefenverständnis setzt Oberflächenverständnis voraus. Damit Schüler Informationen weiterverarbeiten können, müssen die Wissenskontexte im Kopf sein – und nicht nur in digitalen Geräten.

Lucien Favres Profi-Equipe ist taktisch bestens geschult. Ihr taktisches Denken basiert auf Wissen. Der Fussball-Lehrer vermittelt es. In intensiven Übungssequenzen. Dieses Wissen muss in den Kopf der Spieler und dort automatisiert werden.

Von Favre lernen

Wissen steht in heutigen Schulen als elitär unter Generalverdacht, sportliches «Können» aber nicht. Deshalb können Trainer fördern und fordern; Lehrer hingegen dürfen nur begleiten. So will es eine aktuelle Didaktik; so fordert es der zitierte Stellenbeschrieb.

Doch warum in der Schule nicht von Lucien Favre lernen? Und warum nicht den Leistungsgedanken reaktivieren? Favre weiss, dass Können Wissen braucht, und er weiss, dass beides nur unter Anleitung und mit Anstrengung erworben werden kann. Darum nimmt er Einfluss; er bestimmt die Ziele, zerlegt das Training in gezielte Einheiten, gibt Feedback, sorgt für den Erwerb der notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten und organisiert ausreichende Übungssequenzen. Favre kombiniert auf zweckmässige Art Einzel- und Teamarbeit, überwacht die Lernfortschritte der einzelnen Spieler, fördert sie und hilft – möglichst unauffällig, aber gezielt – bei Schwierigkeiten. Die Effektivität seines methodischen Vorgehens zeigt sich auf dem Feld. Borussia Dortmund ist unter ihm „aus einer Baustelle“ das deutsche Spitzenteam par excellence geworden.

Auf die Lehrperson und die Qualität ihres Wirkens kommt es an! Dieser Anspruch gilt nicht nur für den Fussball-Lehrer Favre.

Besser auf die Kinderseele achten

NZZ 1.12.2018, Meinung und Debatte, Gastkommentar

von Margrit Stamm

ÜBERTRIEBENE OPTIMIERUNG IST SUBOPTIMAL

Alle wollen ihn haben: den perfekten Körper. Um diesem Ideal zu entsprechen, gehen immer mehr Menschen ins Fitnesscenter. Längst sind es nicht mehr nur Frauen, sondern zunehmend auch Männer, die sich einem solchen Schönheitsdiktat unterwerfen. Doch dieser vor allem medial aufbereitete Trend wäre kaum der Rede wert, wenn da nicht die Tatsache wäre, dass nun auch Kinder zunehmend Teil dieses Perfektionswahns werden. «Teen Fitness» heisst ein solches revolutionäres Trainingssystem, das es Eltern erlaubt, nicht nur sich selbst, sondern auch den Nachwuchs zu optimieren und ihn zum neuen Investitionsprojekt werden zu lassen. Optimierung hat das Schicksal abgelöst, das nicht Perfekte wird kaum mehr toleriert.

Solche Mütter und Väter verkörpern die Prototypen des modernen Individuums und tun deshalb gar nichts Besonderes. Sie folgen den unzähligen Botschaften, die durch alle gesellschaftlichen Lager hallen und bei weitem nicht nur die Fitness der Kinder betreffen, sondern genauso ihre intellektuelle, musische, künstlerische und sportliche Optimierung. Der Tenor ist immer derselbe: Liebe Eltern, macht das Beste aus euren Kindern. Bleibt am Ball, sucht stets das Neue und strebt nach Erfolg. Vor allem aber müsst ihr in eure Kinder investieren und ihr Potenzial entwickeln, damit sie ihre Möglichkeiten austesten können.

Die Kinder sind eure Zukunft!

Eltern-Determinismus

Solche Optimierungsbotschaften kommen gut an, und nicht wenige Eltern schicken sich unhinterfragt in die ihnen zugedachte Rolle als Maximierer. Das ist nicht erstaunlich, denn Mütter und Väter werden heute für alles verantwortlich gemacht. Eltern-Determinismus ist der Begriff dafür, den die amerikanische Soziologin Sharon Heys vor mehr als zwanzig Jahren geprägt hat. Dieser Begriff bezeichnet den Glauben daran, dass die Art und Weise, wie Eltern ihre Kinder grossziehen, eine direkte und determinierende Auswirkung auf das zukünftige Leben der Kinder hat. Mit anderen Worten: Die Fähigkeiten des Kindes und die Fähigkeiten seiner Eltern, gute Eltern zu sein, sind unmittelbar kausal verknüpft.

Zeigen sich Probleme in der kindlichen Entwicklung, so haben die Eltern nicht genug getan – in erster Linie die berufstätige Mutter. Hingegen gilt ein frühreifes oder besonders leistungsfähiges Kind als Verdienst der Eltern und damit als Ausweis ihrer erzieherischen Kompetenz. Daraus folgt, dass Eltern, die das Risiko verpasster früher Chancen und jenes, dass sich der Schulerfolg nicht so wie erwartet einstellt, in Kauf nehmen, die Schuld bei sich selbst suchen müssen. Was Hänschen nicht lernt, wird für Hans nimmermehr der Fall sein!

Dieser gesellschaftliche Determinismus ist ein wichtiger Grund dafür, weshalb viele Väter und Mütter bei Schwierigkeiten mit dem Sprössling von einer Fachexpertin zur nächsten rennen mit dem Wunsch nach einer psychologischen Diagnose, nur um sich vor Schuldgefühlen und weiteren Optimierungsverpflichtungen zu schützen. Lieber die Diagnose Dyskalkulie als eine schlechte Mathematiknote.

Lähmende Wirkung

Unzweifelhaft entwickelt unsere Gesellschaft einen neuen Entwicklungsimperativ der beschleunigten Optimierungskultur, die auch Kinder nicht verschont und der sich zu entziehen schwierig geworden ist. Optimierung ist zwar an sich nichts Falsches, denn sie ist ein zentrales Thema der meisten Kulturen der Welt. Aber mit Blick auf die kindliche Entwicklung hat das Optimierungskonzept seine grundlegende Ethik verloren, weil es zu sehr auf die Machbarkeit des Individuums zielt und zu wenig auf das, wozu es fähig ist und was seine Neigungen und Eigenheiten ausmacht. Defizite haben in diesem Konzept keinen Platz mehr, genauso nachdenkliche, schwerfällige oder langsame Kinder. Der fast manische Fokus auf die Optimierungskultur entfaltet deshalb eine lähmende Wirkung.

Dies gilt auch für den Leistungssport, der heute immer früher beginnt. Der Gemeinpruch «Jeder ist seines Glückes Schmied» ist die Kurzfassung für die Überzeugung, dass man alles erreichen kann, wenn man nur will. Deshalb muss die Förderung noch vor dem Kindergarten beginnen. Obwohl diese Aussage an sich richtig ist, wird sie von vielen Eltern häufig so interpretiert, dass sie die Macht hätten, das Leben ihres Nachwuchses zu bestimmen, und sein Erfolg das Ergebnis ihrer Bemühungen sei. Nur so lässt sich erklären, weshalb derart viele Mütter und Väter im Leistungssport aus ihrem durchschnittlichen Kind ein aussergewöhnliches Kind machen möchten. Besonders krass zeigt sich dies im Fussball, dem Einstiegssport Nummer eins. Die Nachfrage ist in den letzten Jahren grösser geworden, als die Infrastrukturen und die personellen Ressourcen der Vereine tragen. Allein im Kanton Aargau sind derzeit tausend Kinder auf den Wartelisten der Klubs.

Auf der Bank sitzen bleiben

Um nicht falsch verstanden zu werden: Leistungssport hat seine guten Seiten, aber es kommt auf das Wie und das Ob an: wie Kinder begleitet, unterstützt und herausgefordert werden und ob auf ihre tatsächlichen Interessen und Begabungen Rücksicht genommen

wird. Trifft dies zu, entwickeln sich sportlich begabte Kinder oft sehr gut, haben in der Schule kaum Probleme und sind organisierter, durchsetzungsfähiger und frustrationstoleranter. Eine zunehmende Problematik ist allerdings der Ehrgeiz der Eltern. Zwar gilt, dass Ehrgeiz und ein gewisser Druck bei weitem nichts Schlechtes sind. Trotzdem haben viele Kinder enorme Mühe damit und brechen unter den hohen Erwartungen zusammen.

Hier zeigt sich eine dunkle Seite des Leistungssports, über die im Allgemeinen wenig gesprochen wird: Was geschieht eigentlich mit den Kindern, die den Erwartungen nicht genügen und die in die zweite oder die dritte Reihe versetzt werden? Für diese Kinder tönt das nicht nur brutal, sondern es ist es auch. Im Fussball beginnt eine solche Rückversetzung meist damit, dass die besseren von ihnen auf einen Match vorbereitet werden und deshalb spielen dürfen, die schlechteren jedoch immer auf der Bank sitzen bleiben müssen. Obwohl sie vielleicht jahrelang mehr trainiert haben, als es ihren Fähigkeiten entsprach, verschwinden sie in der Versenkung und müssen damit klarkommen. Für ihre Eltern ist es oft eine herbe Enttäuschung, wenn der Traum vom Spitzenfussballer platzt.

Kann diesem Trend überhaupt etwas entgegengesetzt werden? Ist es möglich, auf die Seelen der Kinder Rücksicht zu nehmen, statt blinde Optimierung zu verfolgen, und sie ihre Wurzeln schlagen zu lassen, statt den kindlichen Erfolg als den eigenen zu zelebrieren? Geht es nach dem Wissenschaftler Svend Brinkmann, gibt es auf solche Fragen eine provokative Antwort: Standfestigkeit. Wir sollten nicht andauernd nach dem Besten für unseren Nachwuchs streben, sondern lernen, realistischere Werte zu entwickeln, überfordernde Erziehungsmuster abzubauen, dann aber auch zu diesen Werten zu stehen.

Das Recht auf Durchschnittlichkeit

Das tönt reichlich konservativ. Doch in einer Welt der permanenten Optimierung und Weiterentwicklung werden bestimmte Formen des Konservatismus direkt progressiv. Der wichtigste Schritt, um Standhaftigkeit zu lernen, ist die Entwicklung einer Antihaltung, und zwar gegenüber dem Bild des immer tolleren Kindes, das früher, besser und schneller als alle anderen Kinder ist, aber auch gegenüber vielen Ratgebern. Zu oft bieten sie sich als Checklisten an, mit denen Eltern aus ihren Kindern erfolgreiche Menschen machen können. Deshalb wirken Ratgeber wie eine Einstiegsdroge, weil der Rausch die Besinnung darauf verunmöglicht, dass Kinder nicht wie Diamanten so lange geschliffen werden können, bis sie den eigenen Vorstellungen entsprechen. Und dies führt mitten in den Teufelskreis, immer auf der Suche nach dem nächsten Optimierungsziel zu sein, ohne dass sich Glück und Zufriedenheit einstellen und das Kind erfolgreicher wird.

Standfestigkeit entwickeln – eine konservativ tönende Botschaft, die zum Wohl der Kinder das neue Progressive werden könnte. Anstatt treu der Optimierungsdiktatur zu folgen, fragen sich standfeste Väter und Mütter vor allem, was ihre Kinder brauchen. Janusz Korczak, einer der Grossen der Pädagogik, forderte das Recht des Kindes auf den heutigen Tag und dass wir uns hüten, ständig auf seine Zukunft zu schauen. Er formulierte auch das Recht des Kindes, so zu sein, wie es ist, also auch normal zu sein. Eltern, die diese Kunst beherrschen, wissen vor allem intuitiv, wann Optimierung beflügelt und wann sie lähmt. Kinder, die dank standfesten Eltern auf stabilem Boden stehen, Wurzeln entwickeln und im Hier und Jetzt leben dürfen, sind am besten für die ungewisse Zukunft gerüstet.

Margrit Stamm ist emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg i. Ü. Zuletzt ist bei Piper erschienen: «Neue Väter brauchen neue Mütter: Warum Familie nur gemeinsam gelingt».

Dienst nach Vorschrift?

ZLV-Magazin 5/18, Dezember 2018

In seinem Leserbrief zum letzten ZLV-Magazin 4-18 macht sich Walter Leuthold Gedanken zum neu definierten Berufsauftrag.

Im Magazin «Rundgang» des Verlags Klett und Balmer antwortet LCH-Zentralpräsident Beat W. Zemp auf die Frage, was eine gute Lehrperson ausmache: «Das Allerwichtigste ist die intrinsische Motivation. Man muss den Beruf als innere Berufung verstehen. Kinder und Jugendliche spüren, ob in einer Lehrperson das «feu sacré» lodert oder nicht. Das muss vorhanden sein, wenn man Kompetenzen bei Heranwachsenden fördern will.» Ich freue mich über diese klare Stellungnahme. Die Güte jeder Schulreform müsste sich daran messen lassen, inwieweit sie die intrinsische Motivation stärkt oder zumindest schützt. Unter diesem Blickwinkel kommt der neue Berufsauftrag denkbar schlecht weg. Das ganze Messen, Ausrechnen, Anrechnen, Verrechnen bringt einen Denkansatz in die berufliche Tätigkeit der Lehrpersonen ein, der früher oder später manch ein «feu sacré» ersticken wird. Es lohnt nicht, weiter Zeit, Geld und Energie in die Standardisierung des Lehrberufs zu investieren: Flow setzt Gestaltungsfreiheit voraus, geht unmöglich zusammen mit Erbsenzählen. Abbruch der Übung ist angesagt. Besser heute als morgen.

Wie müsste eine Mitarbeiterbeurteilung beschaffen sein, die sich in den Dienst der intrinsischen Motivation stellen würde? Allem voran sollte man endlich davon absehen, Konkurrenz zu kultivieren, indem man Lehrpersonen in verschiedene Güteklassen auseinanderdividiert. Womöglich gekoppelt mit variablen Vergütungen. Gewiss ist es nötig, festzustellen, ob eine Lehrerin oder ein Lehrer ihre/seine Aufgabe erfüllt. Das ist anspruchsvoll genug. Was darüber hinausgeht, schafft Raum für Willkür.

Die politisch orchestrierte Schulentwicklung im Kanton Zürich ist daraufhin angelegt, Dienst nach Vorschrift zu generieren. Das Konzept, alle Kantonsangestellten über den gleichen Leisten zu schlagen, wirkt sich unglücklich aus. Damit wird vielen Schülerinnen und Schülern die Chance genommen, über das «feu sacré» der Lehrperson für ein Schulfach oder Thema Feuer zu fangen und ihren eigenen Schatz an intrinsischer Motivation zu mehren.

Das sind Entwicklungen, die in Beziehung zur Globalisierung stehen. Spätestens seit PISA gibt Konkurrenz einen Takt vor. Aktuell erleben wir extreme Zuspitzungen. Eine Belastungspyramide baut sich auf, im Wechselspiel von Wirtschaft, Politik und der Schule, im Wechselspiel von Elternhaus und Schule. Schliesslich erreicht sie ihre Spitze bei Lehrpersonen, die das Unterrichten, vor allem aber bei Kindern und Jugendlichen, die das Lernen satt haben, ja darob verzweifeln. Gemäss einem Beitrag in der «Sonntagszeitung» vom 19.8.18 leidet ein Drittel aller Schülerinnen und Schüler an Burn-out-Symptomen.

Walter Leuthold, Arni

«Der Sinn der Rechtschreibung»

NZZ am Sonntag 2.12.2018, Leserbriefe

«Kreativität ist wichtiger als Rechtschreibung» NZZ am Sonntag vom 25. November

Bei der jetzt wieder aufflammenden Diskussion um den Wert von Orthographie geht der Sinn der geregelten Schreibweisen verloren. Man schreibt im Allgemeinen nicht für sich selber, sondern für Leser. Wie aber dieses Lesen funktioniert, kann man bei Kindern nach

dem ersten Schuljahr beobachten: Aus dem Buchstabieren werden auf einmal Wörter, und diese werden als ganze Buchstaben-Bilder gesehen. Mit einer Einheitsschreibweise sind diese Wortbilder auch immer gleich, das Lesen wird also flüssiger und präziser, und so prägt sich die richtige Schreibweise mit zunehmender Lesefertigkeit wie von selbst ein.

Liselotte von der Pfalz musste am Hof in Versailles leben und beschrieb ihr dortiges Leben in unzähligen Briefen, teils deutsch, teils französisch. Frankreich hatte damals schon eine geregelte Rechtschreibung, die deutsche Sprache aber noch nicht. Die französisch geschriebenen Briefe Liselottes sind leicht zu lesen, die deutschen aber nur mühsam, weil sie die Schreibweise ihrer Wörter häufig veränderte. Wer jetzt (schon wieder!) behauptet, die Orthographie verhindere Kreativität, bedient eine Mode der 68er Jahre. Aus diesem Umfeld kam auch die berühmte Rechtschreibreform, die statt einer angepeilten Erleichterung nur Verunsicherung und dickere Wörterbücher schuf. Die normative Rechtschreibung ist eine so hohe Kultur-Errungenschaft, dass sie nicht leichtsinnig auf dem Altar von Lernideologien geopfert werden darf. Wenn die Schreibfehler in der Schule zunehmen, dann muss nicht die Orthographie verändert, sondern das Lesen intensiviert werden.

Jürg Keller, Rheinfelden (AG)

Die beiden Seiten über den Rechtschreibeunterricht habe ich mit Interesse gelesen. Auch ich finde Jürgen Reichens Theorie völlig daneben; die Kinder sich zuerst Falsches einprägen zu lassen, bringt ihnen später nur Nachteile.

Erwähnen möchte ich noch einen besonderen Aspekt. Professorin Claudia Schmellentin sagt im Artikel, man dürfe die Diskussion nicht für politische Zwecke missbrauchen. Wahrscheinlich sind ihr die Stellungnahmen von SVP- und CVP-Politikern gegen regel-freies Schreiben ein Dorn im Auge. Aber: Weiter hinten heisst es, vor allem die sozial benachteiligten Kinder würden unter allzu freien und kreativen Methoden leiden. Ist doch eigentlich schön, wenn sich bürgerliche Nationalräte für sozial Benachteiligte einsetzen, oder? Wäre ja auch ein Tätigkeitsfeld für die Linken.

Ich sehe jedenfalls nicht ein, wieso da etwas «missbraucht» worden sein soll. Was sich mit diesem ganzen umstrittenen Lehrplan 21 abspielt, ist nämlich weitgehend auch Politik, nicht nur Pädagogik, obwohl das viele Leute noch gar nicht gemerkt haben.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Vom Lernen und Korrigieren

Basler Zeitung 27.11.2018, Meinungen und Profile

Von Andreas Schwander

Schwanders Periskop

Finden Sie in diesem Text einen Druckfehler? Dann ist die Chance gross, dass Sie Lehrer oder Lehrerin sind. Nichts liebt die Lehrerschaft mehr, als zu korrigieren, möchte man meinen, jedenfalls in der Zeitung. Kommt die Diskussion auf die BaZ, landet sie unweigerlich via diverse politische Themen bei den sich häufenden Druckfehlern und den eingesparten Korrektoren und Korrektorinnen.

Nun lernt man ja aus Fehlern. Allerdings funktioniert das nur dann, wenn man realisiert, dass es welche sind. Und weil das nicht von selber geht, muss einen jemand darauf aufmerksam machen. Deshalb danken wir allen, die hier einen Druckfehler finden und ihn uns mitteilen, Lehrer und Lehrerinnen eingeschlossen. So müsste es sein – wie in der Schule.

Allerdings ist es genau so in der Schule eben nicht mehr. Mit Lehrplan 21 und allen möglichen Pädagogik- und Selbstständigkeitsübungen sind die Kinder nun so weit, dass sie ihre Aufgaben selber korrigieren müssen. Sie machen die Hausaufgaben und bekommen später ein Korrekturblatt und müssen damit überprüfen, ob sie es kapiert haben. Die meisten kapierten gar nichts, allein schon deshalb, weil die Lehrperson gesagt hat, sie erkläre es nur einmal, deshalb müsse man gut zuhören. Und es gibt ja niemand gerne zu, dass man es nicht verstanden und nicht gut zugehört hat. Deshalb streichen und malen die Kinder irgendetwas an, kopieren darauf das Ganze vom Lösungsblatt auf ihr eigenes, leicht anders aussehendes Blatt und malen und radieren, bis beides gleich aussieht, egal ob Mathe oder Grammatik. Und dann stimmt's. Aber verstanden haben sie nichts. Das wäre ja gar nicht so schlimm, wenn jemand merken würde, dass sie nichts verstanden haben. Aber das merkt eben niemand, und wenn, dann erst an der Prüfung.

So kann es nicht laufen. Die Kinder gehen in die Schule, um lernen zu lernen, und dann, um etwas zu lernen. In Osteuropa heisst es: «Die Wiederholung ist die Mutter des Lernens», wobei sich in slawischen Sprachen die Wörter «Wiederholung» und «Lernen» reimen. Die Benediktiner sagen: «In allem, was man nicht mindestens einmal pro Woche macht, ist man sein Leben lang Lehrling.» Auch in dieser Weisheit liegt die Wiederholung. Doch um zu lernen, muss man es einmal verstehen und dann wiederholen, wiederholen, wiederholen. Das geschmähte Französisch-Lehrmittel Mille Feuilles, mit dem Kinder weder Wörter lernen noch die grundlegenden Prinzipien der Sprache kapierten, ist da nur die Spitze des Lern-Problems. Auch in andern Fächern sollen Kinder selbstständig arbeiten, ohne es vorher gelernt zu haben. Sobald sie dann aber erwachsen sind, brauchen sie in der Firma «Führung». Offenbar traut man im Berufsleben den Erwachsenen jene Fähigkeiten nicht zu, welche Kinder in der Schule einfach so können müssten. Verkehrte Welt.

Das kann nicht klappen. Wie sollen Kinder eine Selbstdisziplin an den Tag legen, die selbst Erwachsenen fehlt? Eine vernünftige Anleitung zur Selbstständigkeit besteht deshalb nicht darin, Kinder ihre Aufgaben selber korrigieren zu lassen. Erst muss jemand sicherstellen, dass sie es verstanden haben. Selbstständig wird nur, wer selbstsicher ist. Das heisst: erklären, erklären, erklären und dann: korrigieren, korrigieren, korrigieren.

Korrigieren ist die Kernkompetenz eines jeden Lehrers und einer jeden Lehrerin. Aber bitte korrigiert zuerst die Arbeiten der Schülerinnen und Schüler und erst dann die Basler Zeitung, Lehrplan 21 hin oder her.

Kreativität ist wichtiger als Rechtschreibung

NZZ am Sonntag, 25.11.2018, Hintergrund Schweiz

Schüler machen beim Schreiben immer mehr Fehler: Darüber ist ein Streit entbrannt unter Eltern und Lehrern, Experten und Politikern. Dabei können sich die Kinder heute gewählter ausdrücken als früher.

Von Sacha Batthyany

Wieder einmal wird um die korrekte Rechtschreibung gestritten, und es geht, wie immer bei diesem Thema, sehr emotional zu und her: Eltern kritisieren lasche Lehrer, die sich wiederum über Helikoptermütter nerven, die sich zu sehr einmischen würden; Pädagogen verweisen auf den Lehrplan 21, an dem sie jahrelang tüftelten, während Politiker eine Möglichkeit wittern, sich ins Gespräch zu bringen, und von einem Orthographie-Anarchismus sprechen. Neuerdings fordern sie gar Verbote.

Worum geht's?

Anders als noch vor Jahren, als man über Reformen in der deutschen Rechtschreibung stritt, weil man eine Vereinheitlichung anstrebte, steht nun die Orthographie an sich im Zentrum. Mit anderen Worten: Die Kinder können heute nicht mehr korrekt schreiben, was Langzeitstudien über die Fehlerquote bei Schülern bestätigen. Und alles nur, weil man es ihnen angeblich falsch beibringt.

Im Fokus der Debatte, die aus Deutschland in die Schweiz schwappt, steht eine Lernmethode namens «Lernen nach Gehör», wonach die Schüler in den unteren Klassen nie oder selten korrigiert werden, wenn sie in ihren Aufsätzen Fogel schreiben statt Vogel. Oder Fata statt Vater.

Jeder, der Kinder im Primarschulalter hat, kennt diesen gewöhnungsbedürftigen Anblick, wenn in den Heften jedes dritte Wort falsch geschrieben steht. Noch gewöhnungsbedürftiger aber ist die Anweisung, die Kinder nicht darauf hinzuweisen, dass man «oile» mit eu schreibt und erst noch gross, weil man sie nur verwirren würde. Und so bleibt der «Tigr» eben ein «Tigr», und der «glückwuns zum dein Gebrztg» klingt eher polnisch.

Dieses sogenannte lautgetreue Schreiben soll die Schüler animieren, mit der Sprache zu spielen. Sie sollen verschriftlichen, was ihnen durch den Kopf geht, sollen furchtlose Schreiber werden, ohne Angst vor Fehlern. Statt die Rechtschreibung mit einer Fibel und mühsamen Regeln zu erlernen, wie früher, fing man in den achtziger Jahren an, die Kreativität zu fördern, die Orthographie komme dann automatisch, wie der Hunger mit dem Essen. So hat sich das der Erfinder dieser Methode jedenfalls ausgemalt, der verstorbene Reformpädagoge Jürgen Reichen, ein Schweizer, der nun verantwortlich gemacht wird für die angebliche Misere.

«Kinder lernen umso mehr, je weniger sie belehrt werden», so lautet Reichens berühmtester Satz. Didaktische Massnahmen würden das Lernen bremsen, so lautete sein Credo.

Man muss Reichens Methode aus der Zeit heraus verstehen, aus der sie entstand. Er wollte den Frontalunterricht durch individuellere Formen ersetzen, wollte weg vom Drill der sechziger Jahre und den Kindern eine Stimme geben. Bis zu seiner Pensionierung 2006 unterrichtete er in Hamburg, seine Ideen verbreiteten sich in ganz Deutschland und flossen in abgeschwächter Form auch in die Lehrmittel der Schweiz. Doch der Wind hat sich inzwischen gedreht.

Die Anhänger von Jürgen Reichen sind heute pensioniert. Bereits ist von einer verlorenen Generation von Schülern die Rede, die mit der lautgetreuen Methode gross wurde und nie gelernt habe, korrekt zu schreiben.

In Hamburg und Baden-Württemberg ist es neuerdings untersagt, nach Reichens Vorstellungen zu unterrichten. Nun will man seine Methode auch im Kanton Nidwalden aus den Klassenzimmern verbannen, so forderte es Bildungsdirektor Res Schmid (SVP) vor wenigen Wochen. Politiker wie die Nationalrätin Verena Herzog (SVP) können nicht verstehen, warum man sich als Schüler Fehler angewöhnen müsse, die später «wieder ausgebügelt» werden. Christine Bulliard-Marbach (CVP), Präsidentin der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) teilt die Kritik. Auf Dauer würde die Methode bei Kindern eine falsche Rechtschreibung einprägen. Nicht alles in der Sprache können man «raushören», Orthographie sei am Ende «eine Fleissarbeit».

[Mehr...](#)

Bildungssystem auf den Kopf gestellt

NZZ 6.12.2018, Zuschriften

«Das alternative, vielgelobte selbstorganisierte Lernen ist ein Flop», schreibt Gerhard Steiner in seinem Leserbrief (NZZ 12. 11. 18). Weil vielen Kindern die Selbständigkeit dazu fehle, weil man die Schüler zuerst lehren müsse, wie man lernt. Man muss ihnen einen Grundstoff an Wissen und Kompetenzen vermitteln als Voraussetzung für späteres selbständiges Arbeiten. Paradoxerweise hat man mit den Universitäten das Gegenteil gemacht, man hat sie mit dem Bologna-System degradiert zu Lernschulen, wo man vorschrittgemäss nach Punkten jagt. Wo bleibt da die hochgelobte akademische Freiheit, wo jeder Student selbstorganisiert zu seinem Abschluss kommt? Wir haben unser gutes Bildungssystem auf den Kopf gestellt. Absurd! Wer hat Mut und Wille, es wieder auf die Füsse zu stellen?

Susi Natsch, Herrliberg

«Nicht die Eltern sind das Problem»

Tages-Anzeiger 1.12.2018, Wochenende

Samstagsgespräch • Der Gymnasiallehrer Andreas Pfister fordert in seinem Buch eine Matura für alle und kritisiert eine unheilige Allianz zwischen Akademikern und Berufsbildnern.

Christoph Aebischer

[Mehr...](#)

«Berufslehre für den Wohlstand»

Tages-Anzeiger 6.12.2018, Leserbriefe

Bildung • «Nicht die Eltern sind das Problem», TA vom 1. 12.

Wertschätzung für praktische Berufe

«Matura für alle», das klingt ja wie «Fussball-Nationalmannschaft für alle». Das kann wirklich nur auf Kosten der Qualität gehen. Wir tun unserem Nachwuchs keinen Gefallen, wenn wir diejenigen, deren Veranlagung in der Praxis liegt, zu lange auf die Schulbank verbannen. Wir brauchen beides, theoriebezogen und praxisbezogen ausgebildete Leute. Unsere Aufgabe ist es, erstens die handwerkliche Arbeit ebenso zu schätzen wie die mehr akademische Arbeit. Zweitens müssen wir der Durchlässigkeit zwischen den beiden Berufsfeldern Sorge tragen, und drittens sollten wir alle nach Funktion und Leistung bezahlen und nicht nach Schulabschluss.

Emil Roduner, Zürich

Solides duales Bildungssystem

Der Hauptgrund für den Wohlstand in der Schweiz und die hohen Löhne ist die Berufslehre. Dank dem solide ausgebauten dualen Bildungssystem kann nach einer Berufslehre mittlerweile genauso gut studiert und doktriert werden - aber nach vier Jahren Berufserfahrung vor dem Studium weiss der junge Mensch besser, was er will oder was er eben nicht will. Das schreibt ja Andreas Pfister selber über seinen eigenen Werdegang. Ich

kenne Konzerne mit Hauptsitz in Frankreich, die in der Schweiz produzieren, weil dort der Schweizer auch denken kann und Rückmeldung gibt, wenn etwas verbessert werden kann. Auch das Augenmass und der gesunde Menschenverstand, der bei unseren Behörden im internationalen Vergleich gut erkennbar ist, gründet auf einem «Wissen, was man tut». Der wahre Skandal sind die 10000 unbesetzten Lehrstellen.

Martin Schmid, Niederdorf BL

Sozialkompetenz nimmt stetig ab

Eine Matura mit Studium für alle macht durchaus Sinn - und ein «Master of Science» in Reinigungs- und Hygienetechnik selbst für die Raumpflegerin ist bald ein Muss. Das immer stärker digitalisierte, in atomare Geschäftsprozess-Schritte standardisierte und international normierte Arbeitsleben wird immer komplexer. Gleichzeitig nimmt aber die Sozialkompetenz und Resilienz wegen der zunehmenden Kommunikation via die sozialen Medien stetig ab, während das Konsumverhalten nach altrömischem Vorbild zunimmt. Wir produzieren fast nichts mehr, wo das Problemlösungsvermögen des Gehirns gefordert wäre. Das macht ja China für uns. So wird das Individuum der arbeitenden Klasse immer mehr zur programmierbaren biologischen Entität, das maximierte Produktivität bei hoher Konsum- und Steuerzahlfreudigkeit erbringen muss.

Sacha Meier (online)

Pressemitteilung vom Abstimmungssonntag

Gute Schule Graubünden 25.11.2018

Ein Viertel der Stimmenden im Kanton Graubünden haben der Doppelinitiative für mehr Mitsprache im Bildungswesen zugestimmt. Ein klares Zeichen dafür, dass viele Stimmbürger und Stimmbürgerinnen über die momentane Schulentwicklung besorgt sind. Wir bedauern, dass die voraussehbaren negativen Auswirkungen des Lehrplans 21 für den Kanton Graubünden nicht abgemildert werden konnten. Leider haben sich die Verantwortlichen mit der vom Initiativkomitee vorgebrachten, fundierten Kritik und den von anderen Kantonen und Ländern berichteten negativen Erfahrungen mit diesem bei uns jetzt verbindlich eingeführten System, nicht auseinandergesetzt. In der Gegenkampagne wurde denn auch in keiner Weise inhaltlich, sondern nur auf der strukturellen Ebene argumentiert. Sicher ist, wir werden nicht darum herumkommen, die bereits weit fortgeschrittene Fehlentwicklung zu korrigieren und uns auf Formen der Schulführung zu besinnen, die wieder pädagogische Grundsätze in den Mittelpunkt stellen. Unsere Initiative hat in der Bevölkerung eine breite Diskussion über die Schulentwicklung angestossen. Wir gehen davon aus, dass nun Eltern, Lehrpersonen, Arbeitgeber und andere die Auswirkungen im Auge behalten und sich in Zukunft zu Wort melden, denn die Schule muss in der Bevölkerung breit abgestützt sein.

Wir sind überzeugt: Die Auseinandersetzung, was eine gute Schule ausmacht, wird weitergehen. Die Doppelinitiative für mehr Mitsprache im Bildungswesen sehen wir als wichtigen Schritt in einem längeren Prozess – daran kann angeknüpft werden. Ein grosser Dank an alle, die uns unterstützt haben.

für das Komitee «Gute Schule Graubünden»

Marlies Klesse und Elisabeth Calcagnini

Wacht auf, Schlafmützen!

Aargauer Zeitung vom 4. Dezember 2018, Leserbrief

Zur möglichen Abschaffung der Schulpflegen im Aargau.

Erneut nimmt der Regierungsrat Anlauf, die Schulpflegen im Kanton abzuschaffen. Die Vernehmlassung geht bald zu Ende, und alles deutet darauf hin, dass die Schulpflegen abgeschafft werden. Ich frage mich ernsthaft, weshalb die noch im Amt stehenden Behörden sich nicht gegen die Auflösung dieser wichtigen und wertvollen Institution wehren. Aus meiner langjährigen Erfahrung als Schulpfleger und Gemeinderat bin ich der Überzeugung, die Schulpflegen dürfen nicht abgeschafft werden. Vielmehr gilt es, die Aufgaben der Schulleitungen zu überprüfen, welche nicht aufgewertet werden dürfen.

Das Bindeglied Schulpflege zwischen Lehrer und Eltern muss unter allen Umständen erhalten bleiben, wenn nötig mit andern und ergänzenden Aufgaben. Mitglieder der Schulpflegen, zieht eure Schlafmützen ab und kämpft für die Erhaltung der notwendigen Schulpflegen.

Ruedi Gautschi-Zeier, Gränichen

Veranstaltungshinweis

30.1.2019: Selbsttätiges Lernen, Lernateliers:



Erleichtert oder verleidet die Schule unseren Kindern das Lernen?

Einladung zur Podiumsveranstaltung mit Diskussion

Mittwoch, 30. Januar 2019, 19.30 Uhr
Stiftung zum Glockenhaus,
Sihlstrasse 33, 8021 Zürich

Auf dem Podium:

Allan Guggenbühl, Jugendpsychotherapeut, Zürich
Nicole Fuchs, Mutter und Familiencoach, Niederhasli
Dr. med. Hannes Geiges, Kinderarzt, Rüti

Moderation:

Timotheus Bruderer, Gemeinderat Wetzikon,
Präsident des Vereins «Starke Volksschule Zürich»

Alle drei Podiumsteilnehmer haben langjährige Erfahrung mit dem Zürcher / Schweizer Schulsystem und sind prominente Kritiker der Schulreformen. Aus der Sicht der Mutter, des Jugendpsychologen und des Kinderarztes stellen sie in drei kurzen Referaten vor, was Kinder zum Lernen brauchen und was in der heutigen Schule schief läuft.



«Die Schulzeit ist eine Zeit der Prägung. Die Kinder wollen von Erwachsenen geführt werden. Sie brauchen Vorbilder, die sie bewundern und über die sie sich aufregen können. Vor allem aber wollen sie von deren Geschichten und Leidenschaften hören. Über die Auseinandersetzungen mit den Erfahrungen der Alten wachsen Kinder in die Gesellschaft hinein.» (Allan Guggenbühl, TA 26.5.2018)



An der Seehalde in Niederhasli wurde das neue Lernsystem radikal umgesetzt.

Nicole Fuchs, 3-fache Mutter und Familiencoach, setzte sich erfolgreich mit anderen Betroffenen zur Wehr, sie gründeten eine IG und organisierten eine Demo. «Als Mutter und Coach habe ich hautnah miterlebt, wie die Mehrheit der Schüler mit dem selbstorganisierten Lernen überfordert ist.

Die Kinder waren viel zu oft sich selbst überlassen und wurden von keiner Lehrperson betreut. Lernziele wurden nicht erreicht, psychosomatische Störungen häuften sich. Die Schule und das Lernen wurde zur Belastung.»



«Der häufige Lehrerwechsel und die Vielzahl der für eine Klasse zuständigen Lehrpersonen verunmöglichen den Aufbau einer guten Beziehung zwischen Lehrperson und Kind und hinterlassen nicht ungestraft ihre negativen Wirkungen auf unsere Schulkinder. Über 50% der Schüler und Schülerinnen müssen speziell abgeklärt werden und erhalten speziellen Stütz- oder Nachhilfeunterricht. Teure Privatschulen spriessen wie Pilze aus dem Boden.» (Hannes Geiges, Medienkonferenz 28.5. 2015)

Wegbeschreibung

Stiftung Glockenhaus

[Flyer herunterladen](#)

